

Gestern Now

Bini Adamczak

Denknetz-Tagung „Sozialismus und Demokratie: 100 Jahre Russische Revolution“
November 2017

Die letzten wärmenden Strahlen der roten Sonne erlöschen. Von den laublosen Bäumen erhebt sich kein einziger Vogel, kein Flügelschlag ist zu vernehmen. Als hätten sie den Sinn des Fliegens vergessen, den Glauben daran verloren, dass Luft tragen kann, hocken die Tiere auf den schmalen Ästen. Langsam versiegen die langen Schatten der Telegraphenmasten, die einen kommenden Kontinent hätten verbinden sollen, in den abgeernteten Feldern. Vereinzelt vergessene Gräser harren bewegungslos in der Windstille eines verfrühten Abends, in der Ferne vermischen sich versprengte Wälder mit von der Geschichte verlassenen Grenzdörfern. Es wird dunkel.

Möglicherweise wird es aber auch gerade erst hell. Eine flüchtige Nacht gibt den Blick frei auf von unveränderter Feldarbeit belebte Landschaften. Streckenweise verfängt sich Tau in den Wellen des Getreides. Erste Autos befahren die Straßen, die für wenige Kilometer neben den Schienen verlaufen. Etwas Wärme kriecht durch die wenigen Ritzen des Wagens. Verschiedentlich versperrt noch Nebel die Sicht, die aber auch ohne ihn nicht frei wäre. Nach tagelanger Fahrt von Moskau oder weiter bis an die russische Grenze könnten die Augen ermüdet sein von vorbeirauschenden, in ihrer Größe dennoch unbeweglich erscheinenden Feldern. Aber die Blicke der deutschen Antifaschistinnen, kommunistischen Emigrantinnen sind leer, in ihren zum Gang hin vergitterten Abteilen befinden sich keine Fenster. Draußen berühren, vielleicht, erste Lichtflecken den Boden, als die Berge am Horizont ihre steinernen Köpfe in den beginnenden Tag strecken.

Vielleicht ist es aber auch bereits Tag. Möglicherweise, es ist sogar wahrscheinlich, denn das Wetter beugt sich selten den Metaphorisierungswünschen der Geschichtsschreibenden, ist er sogar hell. Ein strahlender Tag, weiß vom Schnee der Bergkuppen in der Ferne, vom Glitzern der breiten Flüsse, der zahlreichen polnischen Seen. Die beinahe mittägliche Sonne steht unbehindert am sonst gänzlich leeren Himmel, erwärmt die Dächer des Stolypinski Waggons, des Gefangenenwagens, in dessen Abteilen sie zu je siebt sitzen. Das Rattern des Zuges verunmöglicht Gespräche von Abteil zu Abteil. Einige Zeit noch sind Lieder zu vernehmen und aufmunternde Zurufe, die dann aber, plötzlich, verstummen. Die Aufseherinnen bringen Wasser und reichliches Essen, nach dem den Gefangenen jetzt jedoch der Appetit vergangen ist. *„Aber warum? Esst nur! Ihr werdet noch viel hungern müssen!“*, redet ihnen einer der Soldaten freundlich zu. Es sind Soldatinnen des NKWD, des Volkskommissariats für innere Angelegenheiten, die eine verschlossene Fracht über die Grenze zu bringen haben, eine menschliche, schweigende Fracht.

Als der Zug seine Geschwindigkeit verlangsamt, erreicht die Sonne vielleicht ihren höchsten Stand, die Natur zeigt sich blind gegenüber der Geschichte. Im Bahnhof steigen die antifaschistischen Gefangenen aus, gehen das letzte bewaldete Stück zu Fuß. An der Eisenbahnbrücke von Brest-Litowsk, der neugeschaffenen Grenze, endet der Weg. Von der anderen Seite der Brücke kommen andere Soldaten, heben zum Gruß der NKWD-Offiziere die Hand an die Mütze. Dann werden Namen verlesen, die Übergabe beginnt. Die, die sich wehren, in panischer Angst, werden gestoßen, die Juden unter ihnen mit antisemitischen Hasstiraden von den Soldaten der anderen Seite in Empfang genommen, von Soldatinnen der SS.

Ein Zug von vielen Zügen, von vergessenen Zügen. Sonderzüge, in denen das NKWD deutsche oder österreichische Kommunistinnen an die Grenze Deutschlands transportiert, der Gestapo ausliefert. Auf verschiedenen Strecken zunächst, abhängig vom Ort ihrer Inhaftierung, über die polnischen Grenzstationen, über die lettischen oder auch über Finnland. Dann, als Deutschland und Russland plötzlich eine gemeinsame Grenze teilen, nur noch über Brest-Litowsk, jenes Brest-Litowsk, in dem sich Trotzki zwei Jahrzehnte zuvor mit Diplomaten des deutschen Kaiserreiches getroffen hatte, um Frieden zu schließen, die Revolution zu retten. Um die 1000 Abgeschobenen sind es, die in den Akten der Botschaften und Geheimdienste dokumentiert sind, von ihnen nachweislich über 300 Kommunistinnen, Jüdinnen, Antifaschistinnen. Eine Vielzahl von Transporten, die ersten bereits 1935, die letzten im Mai 1941, einen Monat vor Kriegsbeginn. Und nur zwei sind erinnert, in den Beschreibungen Margarete Buber-Neumanns und Alexander Weißberg-Cybulskis, Frühjahr 1940.

Die meisten der in Zügen von Russland nach Deutschland Fahrenden sind Ingenieurinnen, Spezialistinnen, Facharbeiterinnen, deren Verträge auslaufen und denen die Heimreise freigestellt wird. Einige der Gefangenen sind nationalsozialistische Sympathisantinnen, manche Spione im Auftrag der deutschen Regierung. Andere aber, und nur um sie geht es zunächst, sind Kommunistinnen, größtenteils Mitglieder der KPD oder des österreichischen Schutzbunds. Als Anhängerinnen der Revolution sind sie in die Sowjetunion gekommen, die meisten erst nach 1933 oder 1934 geflohen. Manche von ihnen sogar später, nach jahrelangem Kampf im Untergrund, Aufbau und immer wieder Wiederaufbau der kommunistischen Partei, bis ihre Tarnung aufflog, sie verschwinden mussten. Viele von ihnen saßen in deutschen Gefängnissen, haben der Folter standgehalten, manche bereits in den ersten Konzentrationslagern. Antifaschistinnen sind sie, staatlich geprüfte zumal, denn die

Auflagen der sowjetischen Behörden sind strikt. Nur jenen, die sich aktiv als Widerstandskämpferinnen im Sinne der KPD bewährt haben, wird die Einreise gewährt, antisemitische Verfolgung gilt nicht als Grund zur Gewährung von Asyl.

Von den Nazis verfolgt, dem Gefängnis, dem drohenden Lager entkommen, flüchten deutsche und österreichische Kommunistinnen ins russische Exil, in die Räterepublik, das Vaterland der Werktätigen, Heimat der Arbeitenden, in die rötteste aller Städte des Planeten, Moskau. Nicht in erster Linie Schutz erhoffen sie, sondern die Möglichkeit, sich am Aufbau des Sozialismus anders weiter beteiligen zu können, aus der Emigration heraus den Widerstand gegen Deutschland zu organisieren. Bleiben wollen vermutlich die wenigsten von ihnen, zurückkehren wollen sie, mit einem neuen Ausweis, einem veränderten Auftrag. Und zurück kehren sie, aber unbewaffnet, nicht als Revolutionäre und statt als Soldatinnen der Sowjetmacht als deren Gefangene.

Aus Zwangsarbeitslagern kommen sie, aus Karaganda Kasachstan etwa, aus den Zuchthäusern der Solowki-Inseln am Weißen Meer oder direkt aus der Untersuchungshaft in Charkow, Gorki oder Engels, in der sie jahrelang sitzen, wartend auf einen immer gleich programmierten Prozess. Aus den entlegensten Orten der sowjetischen Republiken werden sie geholt, über tausende Kilometer hinweg, einzeln oder in kleinen Gruppen. Dann finden sie sich wieder, alte Bekannte zum Teil, in Sammelzellen der Butirka, des Moskauer Zentralgefängnisses, in dem sie nicht selten schon einmal saßen, einige Jahre zuvor, nach ihrer Verhaftung. Aber statt wie zuvor zu hundertzehn in einer Zelle für fünfundzwanzig, sind sie nun nur fünfundzwanzig und statt auf Brettern schlafen sie auf Betten, mit Matratzen und Decken statt auf dem Boden und in eigenen Mänteln. Statt zu dämmern – aber nicht zu schlafen! – sitzen sie auf Stühlen, und statt zu flüstern reden sie laut und spielen, während ihnen damals noch das laute Laufen verboten war, von Nähen oder Singen ganz zu schweigen. Wohlgenährt und medizinisch versorgt sind sie, seit kurzem, nicht mehr mit Wassersuppe gespeist, sondern mit dreimal täglich reichhaltigem Essen. Kurz vor der Auslieferung wird ihnen der Hunger gestillt, der sie Jahre lang in den Untersuchungsgefängnissen quälte, in den Lagern zur Zwangsarbeit trieb. Als sollten die unfreiwillig Verschickten beim Empfänger einen guten Eindruck machen, ein höfliches Licht auf das Gastland werfen. Weniger, vermutlich, um die Nazis von der Humanität des sowjetischen Strafvollzugs zu überzeugen als eher vom Reichtum des roten Reiches, das noch seine Häftlinge mit reichlicher Nahrung beschenkt. Denen, freilich, drängt sich ein anderer Eindruck auf: Gemästet werden sie, die man zum deutschen Schlachtmeister führt.

Der Eindruck drängt sich auf, aber nur wenige sprechen ihn aus, trauen sich auszusprechen, was als wahrscheinlich erscheint, aber als unmöglich gilt. Fast niemand, welche Entbehrungen, Erniedrigungen, Entstellungen er auch hat erleiden müssen durch den NKWD, hält die Auslieferung an Deutschland für möglich, will sie für möglich halten. Noch in den Zügen glauben sie nicht daran, machen sich gegenseitig Hoffnung, versprechen sich, noch nach der Abfahrt Richtung Polen, gegen alle logistische Rationalität eine Umkehr in Minsk, Abschiebung nach Litauen. Sie wollen, sie können es nicht glauben. Wie fest muss dieser Glaube an die proletarische Revolution gewesen sein, dass er noch in der Auslieferungszelle, nach Jahren Untersuchungshaft und Zwangsarbeit, gegenüber jedem nächsten Verbrechen Unglauben auszulösen vermag?

Von den ausgelieferten Antifaschistinnen wird nur ein Teil nach den Verhören wieder freigelassen, zu deutschen Arbeiterinnen oder Soldaten gemacht. In den Anordnungen der Gestapo ist davon ausgeschlossen, wer sich *„vor der Ausreise marxistisch aktiv betätigt hat, in der Sowjetunion kommunistische Politik weiter betrieben, gegen Deutschland gehetzt hat und auch jetzt noch an seiner kommunistischen Überzeugung festhält“* – oder *„jüdischer Abstammung“* ist. Für die so Ausgesonderten endet die „Rückkehr“ in Zuchthäusern und Ghettos, in Konzentrations- und Vernichtungslagern. Nur wenige überleben, für die anderen endet sie tödlich. In Lublin, Neuengamme und Mauthausen, in Auschwitz und Majdanek.

Wie Speichen eines Rades ab einer bestimmten Geschwindigkeit stehen zu bleiben scheinen, dann sich rückwärts drehen, so fahren diese Züge zurück vom sozialistischen Russland ins nationalsozialistische Deutschland. In entgegengesetzter Richtung jenes plombierten Zuges, in dem Lenin wenige Jahrzehnte vorher nach Petrograd gebracht worden war, die Revolution zu machen. Der unaufhaltsame Fortschritt, der die Geschichte in den Kommunismus hätte führen sollen, springend von der ersten Revolution 1917 zur zweiten, notwendig zur Weltrevolution, endet hier. Nicht, wie schön wäre schon das, auf halber Strecke, nicht am Anfang, noch davor. In den Lagern, fast schon natürlich denen der Feinde, aber auch, unbegreiflich, denen der Freunde. Doppelter Verrat. Verrat des Antifaschismus, Verrat des Kommunismus, von denen der erstere selten ohne den zweiten, der zweite nie ohne den ersten zu haben ist. Verrat vor allem aber der Kommunistinnen, der Genossen selbst durch die Genossen. Verraten an jene, deren Bekämpfung sie den Großteil ihres Lebens gewidmet haben, von 1918 an, auf die sie den Hauptteil ihre politischen Hasses lenkten, verraten von jenen, denen sie ihre Lebenszeit opferten, für die sie ihr Leben zu opfern bereit gewesen wären. Namenlos, kampflös zumeist, sterben sie, nicht auf den Barrikaden, hinter ihnen, in den Gefängnissen Moskaus, tief in den sibirischen Steppen, dann wieder in den deutschen Lagern. Sie haben mit ihrem Tod gerechnet, mit einem frühzeitigen, gewaltsamen Tod. Aber nicht für die Revolution sterben sie, nicht, wenn es das gibt, für den Kommunismus. Für

sie wird es nie einen Kommunismus mehr geben. Es gibt keinen Kommunismus für sie. Es gibt keinen Kommunismus ohne sie. Ohne sie wird es nie einen Kommunismus mehr geben.

Aber wie sie erinnern? Wie die erinnern, von denen so wenig zu erinnern bleibt? Und vor allem mit wem? Wen anrufen im Namen einer zu spät kommenden, nachträglichen Gerechtigkeit, nachtragenden Parteinahme für die von der Partei verlassenen? Verlassen in den Zügen, versteckt in der Emigration, verraten in den KZs, unterworfen in den kleinen Wohnungen Moskaus, in den Zellen der Untersuchungsgefängnisse, in den sibirischen Lagern. Sie haben keine Verbündeten mehr, keine Freunde im Ausland, keine Kämpfenden an ihrer Seite, keine heimlichen Genossinnen, niemand, der um sich Mut zu machen an sie denkt, an den sie denken könnten, um Hoffnung zu schöpfen. Mit wem ihre Einsamkeit teilen? Wenigstens das. Wenigstens ihnen Gesellschaft leisten, eine imaginäre, zu spät kommende Gesellschaft.

Von Freundinnen hätten sie umgeben sein sollen, jede Nachbarin eine Genossin, so hatten sie es sich vielleicht vorgestellt. Einmal, endlich, nicht einer Gruppe Vereinzelter angehören, endlich einmal nicht misstrauisch sein müssen gegen die Menschen auf der Straße, die Sitznachbarin an der Werkbank, die Verkäuferin im Laden nebenan. Nicht sich verstecken müssen wie die Genossinnen in Deutschland, in Jugoslawien, in Österreich, Polen, Italien, nicht mehr, wie sie selbst noch vor kurzem, Bücher nur heimlich lesen, sorgfältig getarnt mit aufgeklebten Rücken, nicht länger Bedenken zerstreuen müssen durch öffentliches Bekenntnis zu gehassten Führern. Jetzt hängt an der Wand – oder möglicherweise schon nicht mehr, denn sie rechnen bereits mit ihrer Verhaftung, verweigern es, noch einmal sich, sinnlos diesmal, zu unterwerfen – das Bild des großen Genossen. Vielleicht steht an einem frühen Mittag des Jahres 1939 eine von ihnen auf, nachdem sie lange schweigend am Küchentisch gegessen hatte, nähert sich langsam diesem einzigen gerahmten Bild in der kargen Kammer und hängt es ab. Womöglich hält sie es kurz in den Händen, als suche sie nach etwas, das sie einmal darin zu finden geglaubt hatte, dann stellt sie es umgedreht, aber sorgsam neben die Spüle. Für große Gesten der Wut fehlt ihr bereits die Kraft. Um diese Zeit fallen vorsichtig einige Lichtstrahlen durch das schmale Fenster auf den Schrank, auf den Streifen nun gänzlich leerer Wand. Deutlich ist darauf der weiße Fleck zu erkennen, der sich auf einer durch den schlechten Kohleofen, dessen immer verstopften Abzug, frühzeitig verdunkelten Tapete abzeichnet, eine rechteckige Leerstelle, ein freigewordener Platz, der nur darauf zu warten scheint, neu besetzt zu werden. Dabei sollte er doch, das wird jetzt, viel zu spät, deutlich, von niemandem besetzt werden, dabei sollte es ihn, den Platz selbst, doch gar nicht geben.

Doch auch die Treue zum höchsten Führer der Partei, auch ein übereifriger Stalinismus, kann in den seltensten Fällen sicher noch vor Verhaftung schützen. Ohne Gerichtsverhandlung werden die Verhafteten von einem Untersuchungsrichter verurteilt, ihre Geständnisse mit Folter erpresst. Faschistisches „*Diversantentum*“, kritische Einstellung zur Politik der Komintern, lautet die Anklage oder pauschal konspirative Beziehung mit NS-Dienststellen, Spionage also, Sympathie für das nationalsozialistische Deutschland, das sie, als der Krieg beginnt, beinahe alle, sich freiwillig meldend, bekämpfen wollen, an der Seite der oder besser noch als Rote Armee.

Von hier aus wird jeder Versuch eine umfassende Rationalität in den Verhaftungen und Verhören, in den Verurteilungen und Verbannungen zu finden, und sei es auch nur die irrationale Rationalität der Herrschaftserhaltung, mit dem Makel der Makellosigkeit behaftet sein, der, indem er mit zu spät kommenden Begriffen alles fasst, das Entscheidende verpasst – die Fassungslosigkeit, die lähmende Starre, in die die Kommunistinnen verfallen, wehrlos ausharrend. „*Nachts warteten sie auf ihre eigene Verhaftung. Durch Wochen und Monate schon stand der Koffer bereit, der sie nach Sibirien begleiten sollte.*“

Vielleicht beginnen sie, wie eine der Romanfiguren Manès Sperbers, Vasso Millitsch, in Erwartung seiner Verhaftung, Selbstgespräche zu führen, die aber eigentlich Gespräche mit Freunden im Ausland sind, mit vor langem gestorbenen Genossinnen, die als einzige noch die Entfernung bemessen können, die den Herbst 1939 vom Oktober 1917 trennt. Ihnen und nur ihnen, mit denen sie die Erfahrung der Revolution teilen, die Erinnerung an jene historisch einzigartige, weltweite Hoffnung, können sie die Enttäuschung begreiflich machen, von der sie unheilbar befallen sind. Für einen kurzen Moment war ihnen ein anderes Leben, das Ende ihrer Geschichte und der Geschichte ihrer Vorfahren gegeben oder zumindest in Aussicht gestellt worden – und dann wieder genommen. Dieser Verlust wird sich vielleicht durch nichts mehr ersetzen lassen, sicher jedoch wird er in ihrem kurzen Leben und allen bis heute folgenden durch nichts mehr ersetzt werden. Aber es ist der Verlust selbst, der verloren gegangen sein wird. Den Nachfolgenden wird der Verlust bereits zur Voraussetzung ihrer Existenz geworden sein, zur Grundlage ihrer Erfahrung. Die revolutionäre Enttäuschung werden sie bei größter Anstrengung nicht mehr verstehen können, obwohl sie, obwohl wir – bis heute – streng historisch, wissenschaftlich genommen, Kinder genau dieser Enttäuschung sind. Nicht wir haben die Erfahrung der Enttäuschung gemacht, sondern andersrum sie uns.

Nicht in absoluten Zahlen, natürlich, aber in relativen waren die Opfer des stalinistischen Terrors häufiger in

dessen eigenen Reihen, umso gefährdeter, je näher am Zentrum sie waren. Die Wahrscheinlichkeit der Verhaftung stieg mit Eintritt in die Partei. Es waren Kommunistinnen. Wer sollte sie – als Kommunistinnen – betrauern? Wenn nicht, wer immer das auch sei, die Kommunistinnen? Die Kommunistinnen aber schweigen – in ihrer Mehrzahl. Die Archive sind offen. Und dennoch hat keine breite und tiefe Forschung begonnen, zumindest, vor allem nicht von jenen, denen sich die Fragen (Wann? Wo?) am dringlichsten stellen müssten, die sich die Fragen (Wie? Warum?) am rücksichtslosesten zu stellen hätten. Keine Arbeit der Erinnerung jener, deren Erinnerung die zu Erinnernden am dringendsten bedürften.

Es darf hier kein Schweigen geben und ebenso wenig oder noch weniger jetzt ein Verschweigen. Kein schamhaftes, schuld bewusstes Verscharren der Toten durch jene, die – noch immer in der Logik des Kalten Krieges verhaftet – aberglauben, es handle sich beim Erinnern der Opfer um eine antikommunistische Strategie, das Nennen ihrer Namen entfessele einen prokapitalistischen Fluch. In ihren Ängsten fühlen sie sich verfolgt von einer Armee der Leichen, die unter dem Banner der Konterrevolution marschiert, noch die letzten lebenden Kommunistinnen mit sich in ihre Gruft zu ziehen trachtet. In ihrer blinden Verteidigung eines angeblich realen Sozialismus, der selbst meist über den Anstand verfügte, seiner Gegenwart gegenüber auf das K-Wort zu verzichten und dessen Realität nur ein Performativ im schlechten, im lediglich rhetorischen Sinne war, bestätigen sie mit der ihnen als Kommunistinnen zukommenden Autorität die Behauptung ihrer Gegner, *das* sei schon der Kommunismus gewesen, und wenn nicht die einzige, so doch immerhin eine Alternative zum Kapitalismus, zu dem es folglich keine Alternative gibt. Indem die *Kommunistinnen der Vergangenheit* die Vergangenheit in Schutz nehmen gegen Angriffe einer siegreichen Gegenwart, verteidigen sie eine zeitweise siegreiche Vergangenheit, wie sie sich aus der Sicht einer Gegenwart darstellt, für die der Kopf Stalins auf immer an die Wange von Marx geschweißte bleiben wird.

Es darf hier kein Verschweigen geben, aber genauso wenig oder beinahe genauso wenig jetzt ein Schweigen. Ein unbedarft fröhliches Fortschreiben der Gegenwart, geschichtsloses Fortfahren in der Geschichte durch jene, die von einem Traum der Zukunft träumen, der sich selbst neu zu träumen in der Lage wäre, der unbelastet von den Albträumen der Vergangenheit bei Null beginnen könnte. Freie Wahl einer neuen Terminologie! Oder auch nur eines neuen Namens, eines unbeschmutzten Namens für das Projekt einer (in aller Regel weniger als) alles umfassenden Emanzipation. Als könnte hier ein *Neuer Name* mehr leisten als die guten, geläuterten, besten Absichten zu bekräftigen. Als könnte er auch an den Gefahren etwas ändern, die unter verändertem Namen unbehindert von wissender Vorsicht fortleben. In ihrer Rhetorik des Bruchs mit einer Vergangenheit, mit der sie nicht brechen können, weil sie sie beschweigen, sie nicht einmal kennen, bestätigen diese *Kommunistinnen der Gegenwart*, die sich in aller Regel selbst nicht Kommunistinnen nennen, die Behauptung ihrer Gegner, das Ende der Geschichte sei bereits erreicht, weil für sie *diese* Geschichte beendet ist. Als gäbe es keine Vorfahren, als habe es keine Vorkämpferinnen gegeben. Aber die vergangenen Kämpfe um die Zukunft zu begraben bedeutet unter den fortwirkenden Bedingungen der Niederlage nichts anderes als die Zukunft selbst, eine andere Zukunft zu begraben. Indem sie ihre Utopie rein halten wollen von den gewesenen Gemetzeln, von den Waffen der Revolutionäre, die sich gegen die Revolutionäre richteten, halten sie ihren Traum rein von der Geschichte der Macht und den Kämpfen um sie, halten sie die Utopie rein von der Wirklichkeit, zu der sie drängen sollte. Indem sie das Interesse für die Revolution verlieren, wo diese siegreich war, und nur solche Revolutionäre zu Ikonen erheben, die starben, bevor sie soweit hätten kommen können, bestätigen sie, dass sie nur träumen wollen, aber nicht siegen.

Beide, Kommunistinnen der Vergangenheit wie der Gegenwart, arbeiten am Phantasma einer unschuldigen Position, die sich der Illusion hingibt, von vorne, bei Null anfangen oder einfach, ungebrochen fortfahren zu können, ohne die schmerzliche Arbeit über die und an der Geschichte. Aber in diesem Fall (wie vielleicht in allen solchen Fällen) führt die Flucht vor der Geschichte immer nur im Kreis.

1937, in diesem langen Jahr, das „mit dem ersten Moskauer Schauprozess im August 1936 beginnt und bis zum“ vorerst „letzten Schauprozess im März 1938 reicht“, feiert die Oktoberrevolution ihren zwanzigsten, feiert sie ihren letzten Geburtstag; 1937 im Tosen des Großen Terrors, geht die russische Revolution unter, ersäuft im planmäßigen Rausch, erstickt – an sich selbst. Unabhängig davon, von wo sie gekommen ist, unabhängig davon, wann genau sie begonnen hat, erringt die Konterrevolution jetzt ihren finalen Triumph. Denn es ist, ohne allen Zweifel, eine Konterrevolution, die in diesem langen Jahr zu ihrem Abschluss kommt. Sie ist es, weil sie die Revolution beendet, ihre letzten Überbleibsel begräbt, zunächst, vor allem, die Revolutionäre. Von den 1966 Delegierten des 17. Parteitag, des Parteitages der Sieger 1934, sind keine fünf Jahre später 1108 verhaftet, verschleppt, erschossen, verscharrt, von den 136 Parteisekretären, die das Adressbuch für Moskau und Umgebung 1936 auflistet, noch 7 im Amt. Die Rote Armee verliert 1937 mehr höhere Offiziere als je eine Armee in Friedenszeiten, die exilkommunistische Partei Japans wird, ebenso wie diejenige Deutschlands, dezimiert, die polnische restlos liquidiert. In Leningrad, Hauptstadt der Revolution, werden, ähnlich wie auf dem gesamten Gebiet der RSFR, 90% aller Parteikader verhaftet, die „trotzko-faschistischen Wanzennester ausgeräuchert und zerstört“. Die Konterrevolution ist gründlich. Aus Woronesch telegraphiert der Parteiarbeiter

Andrei Andrejew nach Moskau: „Hier existiert kein Büro mehr. Alle Kader sind als Feinde verhaftet. Jetzt weiter nach Rostow“.

Es ist ohne allen Zweifel die stalinistische Konterrevolution, die die Revolution im gemeinsamen Lieblingsvokabular beider „liquidiert“, und sie ist es gleichzeitig, mit Sicherheit, nicht. Zu keinem Zeitpunkt deklariert sich diese Konterrevolution als Konterrevolution, zu keinem Zeitpunkt erklärt sie offen den Errungenschaften der Revolution den Krieg, sondern erklärt den Krieg vielmehr der Konterrevolution selbst. Nicht von außen bricht sie über die „sozialistische Heimat“ herein, sondern von innen, vom Hauptsitz der Regierung, vom Zentrum der Partei. Keinen militärischen Putsch organisiert sie, ruft keine befreundeten ausländischen Truppen zur Hilfe herbei, sondern „entlarvt“ selbst beständig, unermüdlich die omnipräsenten Verschwörerinnen, Spione, Agentinnen feindlicher Mächte. Nicht unter weißem Banner marschiert sie, sondern unter rotem. Und nicht im Namen der Ordnung, der Freiheit, des Marktes kämpft sie, sondern im Namen der Revolution, des Sozialismus, des Plans.

Denn geplant ist sie, die große Terrorwelle, zentralistisch, bürokratisch. Eine staatssozialistische Terrorplanung, ebenso genau und ebenso ungenau wie die staatssozialistische Wirtschaftsplanung. Am 30. Juli 1937 wird die Verordnung 447 erlassen. Sie verlangt die Verhaftung von 330.000 Menschen, von denen, nach Einteilung in zwei Kategorien, 260.000 zu inhaftieren sind, im Lager für acht bis zehn Jahre und 70.000 zu exekutieren. Wie die Produktion so erfolgt auch die Repression nach Plan-Soll. Und das Plan-Soll wird, wie immer im Reich der tapferen Stachanow-Arbeiterin, übererfüllt. In diesem sozialistischen Wettbewerb überbieten sich die Kader, können sie ihren Fleiß beweisen. Wie etwa ein gewisser, noch als Antistalinist bekannt werdender Chruchtschow, der die Hinrichtung von 56.000 Verdächtigen anordnet, bei einer Quote von 50.000. Schon bald, nach nur einem Monat, verlangen die regionalen Kader eine Erhöhung der ihnen zugeteilten Quoten, schon bald folgen auf die Verordnung 447 weitere Verordnungen, die nach der „Liquidierung der ehemaligen Kulaken, der Verbrecher und anderer antisowjetischen Elemente“ nun die „Liquidierung der kriminellen Elemente“ oder die „Liquidierung der Angehörigen der Volksfeinde“ fordern. Als die Terrorwelle plötzlich ausläuft, sind 1.300.000 Menschen verurteilt, davon 680.000 zu Tode. Das sind 85% aller Todesurteile der gesamten Stalinzeit, die während den Feiern zum 20. Jahrestag der Revolution verhängt und vollstreckt werden. Begleitet von Jubelparaden, gerahmt von leuchtenden Bannern mit folgendem Stalinzitat: „Es lebt sich besser, es lebt sich fröhlicher“.

Wer vom Stalinismus nicht reden will, sollte vom Kommunismus schweigen. Aber was kann vom Stalinismus sagen, wer vom Kommunismus nichts hören will? Wer von der Geschichte dieser Vergangenheit schreiben will, ohne von der Geschichte der Zukunft zu schreiben, die sie in sich begräbt? Es ist für die Herrschaft nicht ungewöhnlich, sich als Freiheit zu (ver)kleiden, spätestens mit der bürgerlichen Revolution tritt sie selten in anderem Gewand auf, aber etwas ist anders, seitdem die Herrschaft derer in die Welt getreten ist, die gegen alle Herrschaft der Welt kämpften. Und dieses etwas verfehlt, wer bloß aufzählt, welche Straßen noch alle mit guten Absichten gepflastert wurden, oder resigniert verkündet, die Macht habe noch gegen alle Ideen obsiegt. „Der Mensch ist schlecht geboren“ ist die vielgesichtige Formel, in der sich diese verschließende Trauerarbeit beschließt; eine historische Melancholie auf gesellschaftlichem Niveau, die sich als Realismus kleidet. Der Mensch sei des Menschen Feind, er habe seinesgleichen immer schon abgeschlachtet und werde sie also auch in Zukunft abzuschlachten fortfahren. Krieg gestern, Krieg heute, Krieg morgen. Das klingt schlimm – aber es ist viel schlimmer. Denn die Behauptung der Wiederholung des Immergleichen ist in Wirklichkeit eine Beruhigungsformel, die sich über das wahre Grauen legt. Wenn es immer schon schlimm war, dann ist eigentlich auch nichts Schlimmes passiert, dann kann eigentlich auch nichts Schlimmes mehr kommen. Aus der Vergangenheit alles gelernt zu haben und also aus der Zukunft nichts mehr lernen zu können ist, auch wenn es nur die Furcht zu lernen gab, ein perfider Trost. Ein Trost, der aber nicht mehr trösten kann, seitdem eine Zukunft versprochen worden ist, in der die Lehren der Vergangenheit nicht mehr gültig sind, es keinen Anlass zur Furcht mehr gibt. Der Stalinismus, dieses „Verbrechen an der Zukunft der Menschheit“, ist so nicht irgendeine, nicht bloß eine weitere Herrschaft, sondern Paradigma und erstes Glied in einer unabgebrochenen Reihe von Enttäuschungen, die so niederschmetternd nur hatten werden können, weil sie auf einer Hoffnung basieren, die früheren Generationen unbekannt war.

Deswegen ist dem Antikommunismus zu allererst vorzuwerfen, dass er die Verbrechen des Stalinismus verharmlost. Nicht weil in den Gulags neben den Menschen auch noch eine Idee gemordet worden wäre – was für ein zynischer Einfall –, sondern weil erst der Kommunismus das historisch einklagbare Anrecht in die Welt gezwungen hat, keine Entmündigung hinnehmen, nicht eine einzige Erniedrigung mehr ertragen zu müssen. Seit dem ist noch das kleinste Unrecht größer und das größte schmerzt um ein Vielfaches mehr.

Den im Kreis historischer Wiederholung gesponnenen Faden aufnehmen, den roten, den schmutzig verfärbten, ihn entknoten und aufrollen, zurückverfolgen, in diesem vielfach verschlungenem Labyrinth, bis zu dem Punkt, an dem der Weg sich scheidet, deutlich und erstmals, in richtig und falsch, in Ausgang und Sackgasse; dort, wo

der Fehler begraben liegt, die Irrfahrt beginnt; den Weg zurückverfolgen bis zu dem Punkt, an dem sich hätte verhindern lassen können, dass es jemals soweit, dass die Geschichte soweit und das heißt genau: hierhin, zu uns kommt. – Das ist das Phantasma, eins von vielen, von dem dieser Text motiviert wird, seine Struktur gewinnt. Als gäbe es diesen Moment, in dem das vormals Ganze seinen ersten Sprung erhält, als gäbe es diesen Ursprung – und nicht tausend Sprünge, vielfach verletzend, ein jeder ein letzter, vom Standpunkt der zufällig in ihm Zerrissenen gesehen.

Es gibt heute keinen Traum einer anderen Welt, sei es den eines utopischen Bildes oder den eines atopischen Bilderverbots, der nicht von den Albträumen der Zwischenwelt, der Übergangsphase verstellt wäre. Ohne den Gang durch die Geschichte der revolutionären Versuche wird es keine revolutionäre Versuchung mehr geben. Auf der Möglichkeit kommunistischer Begierde lastet nicht nur das Ende der Geschichte, sondern vor allem das Ende der Revolution. Nicht nur die letzte Niederlage der Sowjetunion, sondern mehr noch ihr frühzeitiges Scheitern. Nicht nur 1989, sondern auch, mehr noch, 1939, 1938, 1937, 1927, 1924, 1921, 1917.

1917, in dieses kurze Jahr fallen, wie Vögel in den Himmel, eine Reihe Revolutionsversuche. Zwei sind erfolgreich, der zweite im Oktober, der erste im Februar: *„So sehr erwartet, dass man schließlich kaum mehr daran glauben wollte, erschien endlich die Revolution“*, schreibt Victor Serge aus Barcelona. *„Das Unwahrscheinliche wurde Wirklichkeit. Wir lasen die Telegramme aus Russland und fühlten uns verwandelt. Jetzt fiel das rechte Licht auf die Dinge, die Welt wurde nicht mehr von unheilbarem Wahnsinn mitgerissen.“* Die Revolution erscheint – endlich. Aber nicht vor allem auf der Bühne erscheint sie, aufgespannt für das begierige Publikum, nicht vor allem in den Kämpfen der Parteien um die Parlamente, die zentralen Festungen, die Hauptstadt. Ungeplant, ohne militärischen Befehl, ohne gesetzliche Legitimation, *wild* also, führen Bäuerinnen überall auf dem Land Bodenenteignungen durch, desertieren Matrosinnen oder setzen ihre Offiziere ab. Studentinnen schreiben ihren Professorinnen ein neues Programm für das Fach Geschichte vor, Soldatinnen laden die Feldgeistlichen zu ihren Versammlungen ein, um deren *„Leben einen neuen Sinn zu geben“* und fordern in Solidarität mit den Arbeiterinnen den 8-Stunden-Tag für Kriegseinsätze. Prostituierte streiken, Hotelbedienstete weigern sich Trinkgelder anzunehmen und die kleinen Schülerinnen verlangen Boxunterricht, um von den großen Schülerinnen gehört und respektiert zu werden. In den überall und jederzeit stattfindenden Versammlungen stößt jeder Versuch die Redezeit zu begrenzen, ebenso auf Ablehnung wie die Forderung weniger zu rauchen von allen unterstützt und von niemandem befolgt wird. Menschen, die eben noch für Frauen gehalten wurden, ziehen sich Hosen an, scheren sich die Haare, greifen zu Zigaretten und Gewehren. Bald darauf legalisieren sie Abtreibung und Homosex oder lassen sie sich scheiden – ein handgeschriebener Zettel reicht dafür. Ebenso wie fürs heiraten. Für die sowjetischen Gerichte spielen Geschlecht und Sexualität der Heiratenden, ob sie cis sind oder trans, homo oder hetero, keine Rolle. Solange die Ehe einvernehmlich geschlossen ist, ist sie gültig. Die Revolution war so nicht nur ihrer, sondern auch unserer Zeit voraus. Deswegen hat die Russische Revolution keinen Jahrestag, weil sie sich nicht an einem Tag ereignet und auch nicht an zehn. Was nicht heißt, dass sie nicht vielleicht, nach bereits einem Tag, ohne beendet worden zu sein, an ihr Ende kommt. Feierlich wird am 8. November die kommunistische Partei dem Rätekongress die Macht überreichen, die sie extra zu diesem Zweck in der Nacht zuvor militärisch erobert hat. Ein formales Geschenk von leninistischer Gnade. Der Beginn der Sowjetmacht wird zugleich der Beginn ihres Endes sein. Sowjetunion ohne Sowjets, ohne Union. Keine Räte, keine Vereinigung, nur eine ratlose Einheit. Und eine aschige Sonne, die ohn' Unterlass anfangen wird aufzugehen. Oder nicht. Morgen der Revolution.